Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 50

Artikel: Vor hundert Jahren [Schluss]

Autor: Schwarz, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645720

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Soldaten, wir fahren mit dem Auto an die Front. Und schließlich haben wir die 400 Seiten gelesen und bedauern fast, daß das Buch nun zu Ende ist.

Das Kriegsdeutschland ist uns darin so anschaulich und erlebnisreich geschildert worden, daß man den Verfasser beneidet, der das alles unmittelbar — ich möchte fast sagen: genießen durfte. Die künstlerischen Beilagen des Buches, von Emil Huber, Walter Bayer, W. Repsold, B. Bielefeldt und die 11 Illustrationen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers vermehren den Wert dieser originellen Erscheinung, die jedermann empfohlen werden kann.

(„Deutschland im Kriege." Erschautes und Erlebtes von Gustav W. Eberlein. Orell Füßli, Verlag, Zürich. Die vorstehenden Klischees stammen aus besprochenem Buche.)

Vor hundert Jahren.

Von Fritz Schwarz, Schwarzenburg.

(Schluß.)

In diesem Betracht begreift man das energische Eingreifen der Regierungen einerseits, die große Not, gegen die vergeblich angekämpft wurde, andererseits. Auf eine recht originelle Weise hat die bernische patrizische Regierung die Nachteile der Goldwährung für die Gehälter der Festbesoldeten ausgeglichen. Steigen die Lebensmittelpreise, so werden alle Anstellungsverträge zu Ungunsten des Angestellten gefälscht. Für seine Besoldung erhält er nicht mehr so viel Naturalien, als er sich zu Beginn der Anstellung anschaffen konnte. Er ist schlechter gestellt trotz gleichhoher Besoldung. Diesen Fehler, der davon herrührt, daß nach der Gold- oder der Silberwährung nur das Verhältnis zwischen Geld und Gold oder Silber ein stetes bleibt, nicht aber das zwischen Geld und Gebrauchssachen des täglichen Lebens, diesen Fehler der Gold- oder Silberwährung, der den langfristig Angestellten am stärksten trifft, da er seine Besoldung nicht den steigenden Preisen rasch anpassen kann, den hatten die Patrizier durch eine sonderbare Anstellungsbedingung aufgehoben. Bei den Besoldungen des Kleinen Rats, des Appellationsgerichts, sämtlichen Bezirksangestellten und protestantischen Pfarrern „besteht ein Drittel in Getreide, das heißt, wenn der Maximalpreis des Dinkels um Martini 10 Fr. per Mütt oder darunter ist, so bleibt die Besoldung unverändert, ist aber gedachter Getreidepreis höher, so wird den Beamten von einem Drittel ihrer Besoldung für je 10 Fr. ein Mütt Dinkel nach obigem Marktwert in Geld bezahlt." Der Schultheiß mit einer Besoldung von 8000 Fr. erhielt demnach zwei Drittel davon, 5333,30 Fr. in bar, während er für den letzten Drittel seiner Besoldung, 2666,70 Fr., für je 10 Fr. den Marktwert eines Müttes Dinkel erhielt. Stieg nun etwa der Getreidepreis bis Martini von 10 auf 15 Fr., so erhielt der Schultheiß 266,67 mal 15 Fr. = 4000 Fr. zu den ersten 5333,30 Fr., so daß nun die Gesamtbesoldung rund 9333 Fr. betrug. So steigerte die Teurung der Brotfrucht von selbst den dritten Teil der Besoldungen unserer bernischen Staatsangestellten und Pfarrer. Diese Bestimmungen der bernischen Gesetze zwangen den Staat 1816 und 1817 zu einer Mehrauslage von 591,376 Fr. an seine Beamten und Pfarrer, in heutigem Geldwert 3½ Millionen. Ueber 10 Prozent der Bilanzsumme des bernischen Staates wurden als Teurungszulagen an seine Angestellten verwendet. (Die 591,000 Fr. sind die Zulagen zweier Jahre.) Von Sistierung der Alterszulagen liest man im Staatsverwaltungsbericht über diese Jahre nichts. Die Regierung „ließ große Getreidevorräte und andere Nahrungsmittel aus dem Auslande herbeischaffen, errichtete verschiedenenorts Hülfsanstalten (nach Friedli*), verkaufte ihren Angehörigen sowohl das angeschaffte wie auch das von Grundzinsen und Zehnten eingehende Getreide, wie Dinkel, Mehl, Brot, Haber, Kernen, weit unter dem Marktpreis und ließ die Bedürftigen auf mannigfaltige Weise unterstützen".

Nach vorhandenen Rechnungen verwandte sie insgesamt 1,071,404 Fr. auf Besoldungszulagen im angedeuteten Sinn und auf die Hülfsanstalten im Kanton Bern. Wollte man heute in solcher Weise den Staat beanspruchen, so wären im Kanton etwa 7—8 Millionen nötig, wobei weder die Volksvermehrung, noch die Geldentwertung in Betracht gezogen ist. Die Regierung lieferte an die Oberämter 9360 Mütt Dinkel, 10,997 Mütt Kernen, 7397 Mütt Roggen, 24693 Mütt Mischelkorn. Die Stadt Bern einzig buk 155,276 Pfund Brot. An Bäckerlohn wurden zusammen 22,905 Fr. ausbezahlt. Die Not war nicht überall gleich groß. Nach den Verteilungslisten scheint der Oberaargau arm gewesen zu sein, dann waren das obere Emmental und das Gebiet von Schwarzenburg und Guggisberg schlimm daran. In Eggiwil stieg die Armentelle auf den sechseinhalbfachen Betrag, von 400 Familien mußten 120 unterstützt werden. Groß war die Not im Guggisbergerländchen, dort wurden seit dem Januar täglich 800 Schoppen Rumfordsuppe*) verteilt. Der Pfarrer von Guggisberg soll damals in Bern scherzweise „d'r guet Kund" genannt worden sein. Wirklich vermochte er für die Armen des Bezirks viel Gutes von Bern heraufzubringen; Friedli bringt im „Bärndütsch" eine lange Liste von all den Guttaten, die dem armen Ländchen erwiesen wurden, das besonders unter der rauhen, kalten Witterung litt. Am 7. August 1817 schrieben die Guggisberger nach Bern — der Brief ist im Staatsarchiv —: Unser Land ist, verglichen mit früheren Jahren, unfruchtbarer; am 28. April lag noch 2—4 Fuß tiefer Schnee, und der Schwendelberg hüllte sich in tiefen Nebel. — Die Fruchtbäume wachsen nicht mehr und die alten verdorren vor der Zeit. Die hiesigen Pflanzen und Erdspeisen als Haber, Gersten, etwas weniges von Sommerroggen und Dinkel, sowie auch die Erdäpfel gelangen selten mehr zur Zeitigung. Selbst in dem gegenwärtigen, wegen seiner wärmeren Witterung so vielgepriesenen Sommer werden die Aehren erst jetzt, zu Anfang des Augusts, aus den Halmen geboren, und wenn in diesem oder dem künftigen Monat die ferndrige rauhe Witterung noch einmal wieder zurückkehren sollte, so wäre es um unsere Ernte noch einmal geschehen . . . . . Beinahe in der Hälfte von (unsern) 920 Haushaltungen war weder Nahrung noch Samen zum Anpflanzen, oder was etwa noch von vorjährigem Getreide vorhanden, war nicht einmal gut zur Aussaat, der Bemittlerte selbst in Not und durch erhöhte Armenauslagen selbst zu Boden gedrückt, überall nichts als Mutlosigkeit und Verzweiflung; Hunger, Kummer, Abzehrung und Entkräftung war in vielen Gesichtern bemerkbar. Ja, viele zweifelten sogar daran, ob Gott die noch den Nachkommen des Noah gegebene Verheißung fernerhin erfüllen wolle . . . ."

Die beiden Hungerjahre haben die Finanzkraft der patrizischen Regierung auf eine harte Probe gestellt und die Gemeinden zum Teil auf Jahre hinaus ungewöhnlich mit Armentellen belastet. Es kam dazu, daß eine europäische Krisis in der Landwirtschaft einsetzte, die ihren Höhepunkt erst 1826 erreichte. Trafen die Hungerjahre doch hauptsächlich den Gewerbe- und Arbeiterstand, so wurde von der nachfolgenden, genannten Krise die nicht ausschließlich für den eigenen Bedarf produzierenden größern Bauern getroffen, die denn damals auch von der Getreide- zur Gras- und Milchproduktion übergingen. Die Regierung erließ schon 1818, am 2. April, ein Preisausschreiben über

*) Friedli, Bärndütsch, Band Guggisberg. S. 140.

*) Diese Suppe, so genannt nach ihrem „Erfinder" dem Grafen Rennford (der die Wärmetheorie 1790 aufstellte) wurde in Bern in der „Rennfortischen Mues-Anstalt" seit 1802 hergestellt; sie bestand aus einer Komposition von Erbsen, Gersten, Hafermehl, Butter und Salz oder die billigere Art aus Kartoffln, Rübli, Butter, Habermehl und Salz.

folgende drei Fragen: 1. Auf welchem Standpunkt steht das Armenwesen im Kanton im gegenwärtigen Augenblick? 2. Aus welchen Ursachen ist das Armenwesen im Kanton Bern auf den Standpunkt gekommen, auf dem es gegenwärtig steht? 3. Finden sich Mittel, dem fortschreitenden Uebel Einhalt zu tun, und welche? Ein erster Preis von 80 Dukaten (1 Dukaten = 11,40 Fr.) und weitere Preise von 40 und 25 Dukaten wurden ausgesetzt. Die Regierung berichtet über den Erfolg: „Die Zahl der eingelangten Denkschriften war groß (es waren 25!); mehrere unter denselben zeichneten sich durch Sachkenntnisse und praktische Ansichten aus, alle zeugten von Wohlmeinenheit und redlichem Streben nach Wahrheit, keine jedoch vermochte die Aufgabe vollständig zu lösen.“ Könnten wir es heute?

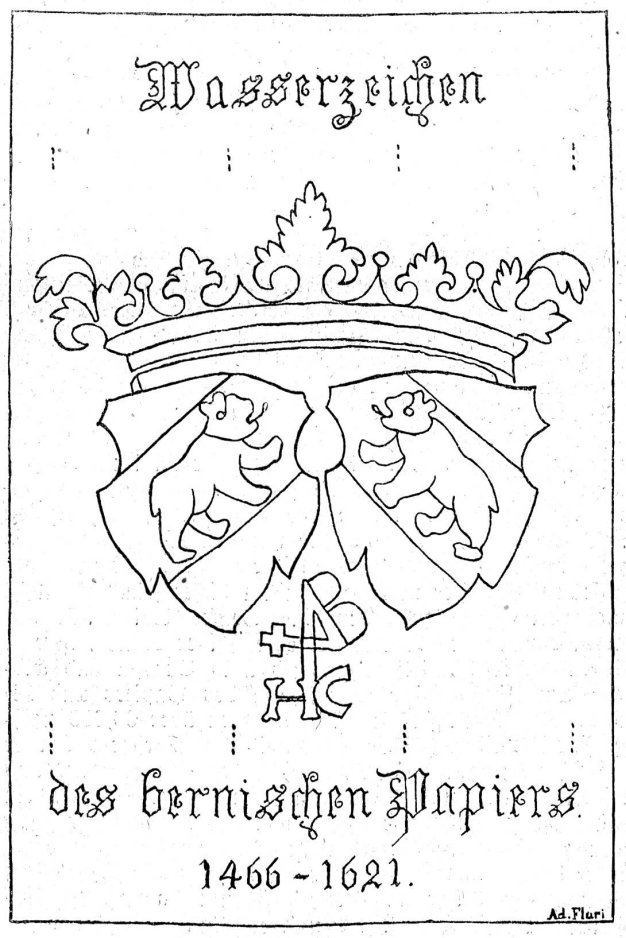
Die Herstellung des Papiers in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Otto Kehrli, Bern. (Fortsetzung.)

Wie es wohl in einer alten Papiermühle ausgesehen hat? Eine anschauliche Vorstellung vermittelt uns ein guter Holzschnitt Jost Ammanns aus dem Jahre 1568, den wir in der letzten Nummer in einer Abbildung wiedergaben. Dieser Holzschnitt mag eine deutsche Papiermühle zum Vorbild haben, aber just so wird es auch bei unsern Papyrern ausgesehen haben. Der Mühle entlang fließt ein hurtiger Bach, das Mühlwerk treibend, das wir durch die beiden Fensteröffnungen erblicken. Dieses Mühlwerk hat die „Stampfi“ in Bewegung zu setzen. Ordentlich laut wird es in der alten Papiermühle zugegangen sein, eine Eigenschaft, die den modernen Papierfabriken durchaus nicht verloren gegangen ist, wie wir noch sehen werden. Die eisenbeschuhten Stampfen fallen mit lärmigem Geklapper in den Stampftrog, wo sich die Lumpen befinden, die unter ständigem Zufluß von Wasser zerfasert und zu breiartiger Masse zermalt werden. Es sind also die Lumpen, die dem alten Papyrer zur Herstellung des Papiers dienten, und fehlte es an solchen, so war es mit des Papyrers Latein zu Ende. Sie ließen sich deshalb zu dem Privileg, eine Mühle zu betreiben, auch gleich ein solches zum Lumpensammeln geben und wurden gar bald mit bewegten Worten bei der hohen Obrigkeit vorstellig, wenn ihre Privilegien verletzt wurden. (Vergl. eine solche Klage bei Fluri a. a. O. S. 212.) Der breiigen Masse, die wir in der Stampfe entstehen sahen, wird Leim zugegossen und vom Büttgesellen in die große Bütte geschöpft, die ständig unterfeuert wird. Der Büttgeselle ist der wichtigste unter des Papyrers Gesellen. Seine Arbeit muß kunstgerecht sein, denn unter seinen Händen entsteht das Papier. Mit metallener Siebform schöpft er aus der Bütte Bogen für Bogen, die ihm der zweite Geselle, der Gautscher (der Ausdruck hat sich für die Gautschpresse der modernen Papiermaschine erhalten), abnimmt und einzeln zwischen Filze legt, damit das Wasser aufgesogen werde. Der Siebform des Büttgesellen wollen wir noch unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Diese besteht der Länge nach aus eng aneinanderliegenden Drähten, die in Zwischenräumen von 3—4 cm von Querdrähten unterbrochen werden. Die Papiermasse wird in dieses Sieb aufgefangen, während das Wasser zwischen den Drähten abfließt. Halten wir einen alten Bogen Papier gegen das Licht, so erkennen wir die Abdrücke der Drähte, namentlich der Querdrähte, ganz deutlich. In dieser Siebform befindet sich auch die Form für das Wasserzeichen, von dem wir weiter unten sprechen werden.

Hat der Gautscher einen „Putsch“ oder „Bautsch“ (man vergleiche die Redensart: in Bausch und Bogen) fertig, d. h. wenn er 181 Bogen dem Büttgesellen abgenommen und zwischen Filz gelegt hat, so kommt der ganze Stoß unter die Presse. Das gegautschte Papier wird nunmehr vom dritten Gesellen, dem Leger, in Empfang genommen, der die Filze aus dem gegautschen Papier wieder herausnimmt und die einzelnen Bogen nun sorgfältig aufeinanderschichtet. Aufs neue kommt der Putsch unter die Presse; das Wasser muß vollends ausgepreßt werden. Die alte Papiermühle hat in ihrem obern Teil einen geräumigen Trockenboden, auf den das fertige Papier zum Austrocknen gebracht wird. Meister Papyrer muß immer ein wachsames Auge auf den Trockenboden haben, denn ein Windstoß würde zu arg hausen. Es gilt also, bei Anzug des Windes die Lucken rechtzeitig zu schließen.

Der Papyrer und seine Gesellen waren fleißige Leute. Bis 14 Stunden standen sie an Bütte und Legstuhl. Ihre Arbeit wurde geachtet und mit guten Talern bezahlt. Trotz der strengen Arbeit vermochten sie in einem Jahr nicht mehr Papier zu schöpfen, als ein modernes Unternehmen heute in einem Tag von einer Maschine geliefert bekommt. Es war aber auch gute Arbeit, die die Mühlen verließ. Die Wasserzeichen angesehener Mühlen wurden von weither gesucht, wie uns neuere Forschungen nachgewiesen haben. Wir haben schon angedeutet, wo das Wasserzeichen



Wasserzeichen des bernischen Papiers 1466—1621.
(Aus dem Berner Taschenbuch auf das Jahr 1896)

(fr. filigrane; dieser Ausdruck ist zutreffender als Wasserzeichen) seine Entstehung nimmt. In der Siebform ist eine Drahtfigur angelötet, die während des Schöpfens sich in die Papiermasse einprägt, so daß das Papier an dieser